

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er stand auf und verneigte sich, indem er zu gleicher Zeit Belten die Hand reichte. Belten sah ein, daß jede weitere Frage überflüssig sein würde und empfahl sich mit einem Dankwort. Als er wieder auf der Straße stand, griff er mit einer unwillkürlichen Bewegung an seine Stirn. Was hatte er nun erreicht? Was sollte er Annemarie sagen? Nur eins war sicher: Kola war in der Tat ein Nichtswürdiger. Daß er ein gewissenloser Bube war, das hatte sein eigener Bruder ausgesprochen, das hatte auch Herrfurth gewußt. Aber den Schurkenstreich, den er verübt, umgab noch ein Dunkel; vielleicht lag es im Interesse der Botschaft oder der russischen Regierung oder auch der Berliner Polizei, daß dies Dunkel blieb. Belten hatte das Gefühl, als gehe aus den Worten des Barons Hänel hervor, daß man mit der Aufdeckung des Verbrechens absichtlich bis heute gezögert habe; es mußten bestimmte Gründe dafür vorliegen. Aber welche? Vieber Gott, es war schließlich gleichgültig. Das Unglück brach mit erdrückender Wucht über Annemarie herein und war nicht abzuwehren; was fruchtete es noch, nach Gründen und Ursachen zu forschen! —

Belten überlegte, ob es zweckmäßig sein würde, nach dem Polizeipräsidenten zu fahren. Er entsann sich, daß Annemarie ihm den Namen eines der beiden Kommissare genannt, die Herrn von Hänel und den Grafen Lovjagin in die Wohnung Kolas begleitet hatten; es war ein Herr von Gamisch. Er entsann sich auch, daß er mit einem gewissen Edgar von Gamisch, der später Offizier geworden war, das französische Gymnasium in Berlin besucht hatte; vielleicht war der jetzige Polizeikommissar der Freund von der Schulbank.

Er sah nach der Uhr: es ging auf Elf. Kurz entschlossen fuhr er nach dem Alexanderplatz und fragte im Palast des Polizeipräsidenten nach Herrn von Gamisch. Man wies ihn in dessen Bureau, wo er über eine Stunde warten mußte, da der Kommissar zu seinem Abteilungschef befohlen worden war. Die Zeit schlich gleichsam auf bleierner Sohle vorwärts. Belten saß auf einem Stuhl in dem kleinen Zimmer, hörte auf das Ticken der Wanduhr und starrte auf die große Karte Europas ihm gegenüber, auf der eingezeichnete rote Linien sich kreuzten. Um seine Gedanken zu sammeln, versuchte sich Belten, über den Zweck der Einzeichnung klar zu werden; aber die roten Linien tanzten vor seinen Augen und verschoben sich; das Wort „Berlin“ auf der Karte wurde plötzlich ungeheuer groß und schrumpfte dann wieder zu einem Nichts zusammen; das Ticken der Wanduhr wurde unhörbar und gleich darauf zu einem tosenden Dröhnen. Belten schüttelte sich wie im Fieber.

Er sah plötzlich das blasse Gesicht Annemaries vor sich, ihre angstvoll fragenden Augen, ihre nervös zuckenden Lippen. Und wie durch einen Zauber sah er sie wieder schmerzgebeugt über dem Kinde, das sie erwartete und auf dessen schuldlosem Haupte die Schande des Vaters ruhte. Da sprang er auf, trat an das Fenster und schaute auf den Hof hinaus, über dem in einem sechsseitigen Ausschnitt das Blau des Himmels sichtbar wurde. . . .

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte eine Stimme hinter ihm.

Belten erkannte auf der Stelle den Schulfreund wieder, legitimierte sich und wurde herzlich begrüßt. Er erzählte in kurzen Worten von seinem Verhältnis zum Hause Gotternegg und von der Depesche Annemaries, die ihn nach Berlin gerufen hatte, von seinem Besuche bei dem Baron Hänel und seinem Wunsche, nach Möglichkeit Klarheit in die unheilige Angelegenheit bringen zu können.

Noch während er sprach, hatte Herr von Gamisch ein paar Zeilen auf ein Papier geworfen und dieses durch einen Diener fortgeschickt. Der Diener kam mit der Meldung zurück, Kommissar Elbert sei nicht mehr im Hause.

„Das ist bedauerlich,“ sagte Herr von Gamisch. „Vieber Freund Belten, wären Sie eine Stunde früher gekommen, dann hätten Sie selbst den traurigen Auftrag für Ihre Fürstin übernehmen können, mit dem nunmehr ein Kollege betraut worden ist. Fürst Volko Gotternegg, der Bruder der Fürstin, ist heute früh, wie wir annehmen müssen, im Zweikampf erschossen worden. . . .“

Belten schrie nicht auf, aber er taumelte. Sein Gesicht wurde so unheimlich blaß, daß Herr von Gamisch erschraf. „Am Gottes willen,“ rief er, „so fassen Sie sich doch!“ — Er goß aus der Karaffe, die unter der Wandlunte stand, ein Glas voll Wasser und reichte es Belten. Der wehrte dankend ab. „Vergebung,“ sagte er, „es war nur der erste Augenblick. . . ich bin wieder völlig ruhig. . . Erzählen Sie! . . . Also, Fürst Volko ist — tot? . . .“

„Ich kann nur referieren,“ Belten. Man hat heute früh um sieben Uhr unweit des Städtchens Nauen die Leiche eines jungen Mannes gefunden; aus seinen Papieren ging hervor, daß es der Fürst Gotternegg ist. Er ist gestern abend in Begleitung einer Dame in Nauen eingetroffen und im „Hotel zum König von Preußen“ abgestiegen; die Herrschaften erwarteten mit einem späteren Zuge einen zweiten Herrn und soupierten zusammen. In aller Frühe unternahmen die drei einen gemeinsamen Spaziergang, von dem sie nicht zurückkehrten! Alles Handgepäck, nur Wäsche und Kleidungsstücke enthaltend, blieb im Hotel; auf dem Tische des Zimmers fand man einen Hundertmarkschein zur Begleichung der Zechen. . . .“

„Und der zweite Herr,“ fragte Belten in mühsamer Beherrschung, „war der Fürst Nikolaus Bura-ebdin?“

Herr von Gamisch nickte. „Es ist nicht zu bezweifeln. Er ist gestern abend mit dem Zuge um neun Uhr fünfundzwanzig vom Hamburger Bahnhof abgereist und um zehn

Ihr vierzehn in Nauen eingetroffen. Ich kann Ihnen auch sagen, wer die Dame war, um derenwillen es wahrscheinlich zu dem — zeugenlosen Zweikampf der beiden Herren gekommen ist. Es war dies ein Fräulein Natascha Lazanski, eine junge Russin, die seit zwei Jahren in Berlin lebte, angeblich Sprachunterricht erteilte und sich literarisch beschäftigte und in der vornehmen Welt unter dem Spitznamen „Goldmaus“ bekannt war — sie hatte wunder schönes goldblondes Haar. . . .“

„Und nun?“ fragte Velten und erhob sich. „Hat man das Paar nicht verfolgen lassen?“

Herr von Gamisch trat an seinen Schreibtisch, nahm ein stählernes Lineal in die Hand und bog es. „Selbstverständlich“, entgegnete er; „die Hamburger Behörden sind benachteiligt. Aber. . .“ Der Kommissar legte das Lineal wieder auf den Tisch zurück und beschäftigte sich, während er weitersprach, damit, die Federhalter in eine schurigerade Reihe zu legen. . . . „Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß es im Interesse der Familie liegen würde, wenn. . .“ Nun hatte Herr von Gamisch das Spiel auf dem Schreibtisch beendet und schaute Velten ernst in das Gesicht. . . . „Lieber Freund“, fuhr er fort, „ich bin nicht berechtigt, Ihnen weitere Mitteilungen zu machen. Es schwebt auch noch mancherlei in der Luft. Die Annahme eines Zweikampfs liegt nahe; es kann beim Fürsten von Gotternegg aber auch ein Selbstmord vorliegen. Man sagt, er sei sehr nervös gewesen. . . .“

Velten verstand. Er dankte dem Kommissar und ging. Ein Selbstmord, verübt in einem Augenblick geistiger Erregung — vielleicht war es gut, man hält an dieser Version fest. Eine völlige Klärung der dunklen Angelegenheit erfolgte tatsächlich nie. Wohl stieg in Velten der Gedanke auf, daß die russischen Behörden die Natascha Lazanski endgültig zu ihrem Werkzeug gemacht haben könnten, um den Fürsten Kola um so sicherer verschwinden zu lassen. Es war auch merkwürdig, daß die Voraussetzung des Botschaftsrats Baron Hänel durchaus eintraf: ein halbes Jahr später wurde dem Fürsten Jaziz offiziell gemeldet, daß sein Bruder Kola im Hafenviertel New Yorks von einem betrunkenen Matrosen erschlagen worden sei. Nun war er tot, und das Geipensst der Schande deckte in fremdem Lande das Leichenstück. Doch der vernichtende Sturm, der das Haus Gotternegg in seinen Grundfesten erschütterte, legte sich erst, als der Name erlosch und aus den noch lebenskräftigen Wurzeln des absterbenden alten Baumes neue Schößlinge in die Zukunft zu sprießen begannen, ein neues Geschlecht, das nicht mehr den Fürstehut trug, aber das Wappenschild der Vorfahren reiner zu halten wußte als die, die dahingegangen waren. . . .

Velten saß wieder in der Droschke und fuhr nach der Poststraße zurück. Die Gedanken durchwirbelten seinen Kopf; er sah wieder Annemarie vor sich, sah, wie sie den fremden Kommissar empfing und wie sie unter der Gewalt des neuen Schreckens zu Boden brach. . . . Hätte er nur dem Manne zuvorkommen können! Ueberlegungslos beugte er den Kopf aus dem Droschkensfenster und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie schneller, Mann — Sie bekommen ein gutes Trinkgeld!“ Und dann fiel ihm, der erschöpft in die Kissen zurücksaß, wieder ein, daß auch das schnellste Fahren verloren Mühe war, denn schon zu dieser Stunde mußte Annemarie erfahren haben, daß sie mit dem Gatten zugleich den Bruder verloren hatte.

Armes Weib — arme Kleine! — Velten flüsterte das mit bebender Lippe. Eine Träne trat in sein Auge, heiß und schwer und glänzend. Sie galt nicht dem leichtsinnigen Manne, den man in dem kleinen havelländischen Städtchen erschossen aufgefunden, sie galt auch nicht dem Untergange dieses Fürstengeschlechts, dem seines Lebens bester Teil zugehört hatte. Sie galt einer Liebe voll stiller Härlichkeit, einer trauten und heimlichen Neigung, die sein Herz in warmen Sonnenschein getaucht und es gleichsam in die klare Reinheit seines Kindergläubens zurückgeführt hatte. Sie galt nicht einmal dem Weibe, sondern einer holden Göttin, die ihm anberungswürdig erschienen war, ohne daß er sie Begehrte: als Ibol seiner sehnennden Seele. —

In der Poststraße trat ihm der Diener mit verstörtem Gesicht entgegen. Das sagte ihm alles; aber er mußte fragen. Der Diener berichtete: Vor etwa einer Stunde war ein Herr dagewesen, der von der Fürstin empfangen worden war. Man hatte im ersten Salon einen kellenden Aufschrei gehört; dann war der Herr herausgestürzt und hatte ge-

rufen, man möge umgehend zum Arzt schicken, Ihre Durchlaucht sei ohnmächtig geworden. Aber ein Arzt war schon auf dem Wege: Doktor Reschke; die Fürstin war zu Bett gebracht worden, und hierauf hatte Doktor Reschke an einen Chirurgen und einen zweiten Arzt telephoniert. Nun weilten die drei Herren im Schlafzimmer der Fürstin.

Velten ließ sich im Salon nieder. Der Kopf brannte ihm, es hämmerte in seinen Schläfen. Er winkte dem Diener und hielt ihn am Ärmel fest; er wollte ihm einen Auftrag erteilen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Endlich sprach er: wenn einer der Domestiken den Doktor Reschke sehe, möge man ihm sagen Herr Velten sei hier und warte.

Er wartete geduldig. Er wandelte auf dem schweren mattgrünen Teppich geräuschlos auf und ab, setzte sich wieder und sprang von neuem empor, um abermals das Gemach zu durchqueren. Er hatte seit sieben Uhr früh nichts genossen, doch er spürte keinen Hunger. Er betrachtete die Bilder an den Wänden und wußte kaum, was sie darstellten. Er trat an das Fenster und zählte die vorüberfahrenden Droschken, sah den Sonnenschein über den Häusern gegenüber verblasen und die Straßenlaternen aufleuchten. Der Tag verging, und er wartete noch immer. Er dachte an tausenderlei: an die Unglückliche nebenan, an den flüchtigen Verbrecher, an den Toten, an die russische Dirne, die wie aus mythischem Dunkel aufgetaucht war, um ihr Vernichtungswerk zu vollenden — er dachte an Jost. Aber es war kein ruhiges, kein logisches Denken mehr; es war eine Flucht von Gesichtern, die an ihm vorüberhuschten. . . .

Der Diener trat wieder ein, um das elektrische Licht aufzudrehen. Zu gleicher Zeit erschien Otto. Er brückte Velten stark die Hand. „Wir müssen auf das Schwerkste gefaßt sein“, sagte er, und durch seine Stimme bedete die verhaltene Angst; „Annemarie sieht einer Fehlgeburt entgegen. . . .“

Velten verstand nicht sogleich. „Da käme das Kind, das sie erwartet, tot zur Welt?“ fragte er.

„Ja, Velten. . . aber wenn wir nur ihr Leben retten können! . . .“ Sie standen sich Hand in Hand gegenüber und schauten sich an. Ihre Gedanken trafen sich. Dieses seelenlose Wesen, das im Mutterchoße noch ohne eine Regung lebendigen Odems schlummerte — was kümmerte es sie! War es nicht eher ein Glück, wenn Kola ohne Nachkommen blieb, wenn sich das Blut des Vorfahren nicht weiter vererbte? — Aber das Weib, das mußte gerettet werden! Das arme Geschöpf, das noch zu jung war, um an den Sünden des Mannes zu sterben — das sollte die Hand des Arztes dem blühenden Leben wiedergeben und vielleicht auch einem Glück, das fester stand und dauernder war als das wie auf fliegendem Sande erbaute und wie ein Luftgebilde zerronnene. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Kirschen.

Kulturgeschichtliche Skizze von Franz Pflüger.

Es war im Jahre 64 v. Chr. Geb., Lußall, der siegreiche Feldherr, war eben aus dem Orient zurückgekehrt und hielt in den Straßen Roms seinen Triumphzug. Ein sechs Fuß hohes goldenes Rossabild des von ihm bezwungenen König Mithridates von Pontus, viele massiv goldene Beiten, zahllose goldene und silberne Gefäße, annähernd drei Millionen Drachmen auf dem Rücken von hundert Maultieren u. a. m. führte er als Glanzstück seiner Beute den staunenden Römern vor und mit 100 000 Hektoliter griechischen Weines bewirtete er zur Feier des Tages die Bewohner der Libertstadt.

Neben diesen glänzenden Beuteständen aber hatte er aus der zwischen Sinoide und Trapezunt liegenden, von ihm zerstörten Stadt Terasus ein weit unheimbareres Etwas mitgebracht, ein Kirschenbäumchen, das im Frühsommer große, süßliche, wohlriechende Früchte trug. Die goldenen und silbernen Schätze Lußalls sind längst den Weg alles Irdischen gegangen, das kleine Kirschenbäumchen aber, das sich in seinen Gärten prächtig entwickelte, sah gar bald in Italien eine zahlreiche Nachkommenschaft heranwachsen, und heute finden Tausende und Abertausende von Bäumen in den Ländern Europas den Ruhm des alten Roms. Die Kirschenbäume erfreuten sich nämlich in kurzer Zeit der größten Beliebtheit. Viele Römer ließen sich viele Sendungen von Bäumen aus Asien kommen, man verschleppte einheimische wilde Bäume mit Edelsteinen und zog eine Menge Warten. So berichtet u. a. Plinius: „Unter den Kirschen sind die Myronianen die röttesten, die Lutatien die dunkelsten, die Cäcilianen die rundesten. Die Junianen schmecken am vorzüglichsten, können aber fast nur unter dem Baume selbst genossen werden, da sie so zart sind, daß sie das Wegbringen nicht vertragen. Den Preis aber haben die Duracinen, welche man in

Campania Blinigen nennt; im Belgischen sind es die Lusitanen, desgleichen am Rhein; ihre Färbung ist ein Gemisch von Dunkelrot und Weiß, so daß sie stets wie halbreif aussehen. Seit weniger als fünf Jahren hat man durch Propfen auf Lorbeer auch eine Sorte Lauree hervorgebracht, die eine nicht unangenehme Herbigkeit hat. Es gibt auch makedonische von einem niedrigen Baume und einem noch kleineren Strauche, den man Chamaerisios (Dvergkirche) nennt. Der Kirschbaum ist dem Gärtner durch seine am frühesten reife Frucht zuerst dankbar. Er liebt einen nördlichen, kühlen Standort. Die Frucht trocknet man auch an der Sonne und bewahrt sie wie die Oliven in Fässern.

Man hat ja den Ruhm des alten Vulkull zu schmälern gesucht, indem man nachwies, daß bereits in der Bronzezeit, also etwa 8000 Jahre vor Vulkull, die Kirche in Europa heimisch war. In den Pfahlbauten der Schweiz, Oesterreichs und Norditaliens fand man vielfach Kirschkerne, die zweifellos beweisen, daß man lange vor den Römern Kirchen in Europa sah. Das war aber die kleine unscheinbare Frucht des Vogelkirschbaumes, und Vulkull gebührt ungeschwollen das Verdienst, die großfrüchtige Südkirche nach Europa gebracht und ihre Kultur veranlaßt zu haben. Später lernte man in Rom auch die Sauerkirche kennen und schätzen, auf zwei Wandgemälden Pompejis sind Kirchen abgebildet, die nach dem Zeugnis von Fachleuten als Sauerkirchen anzusprechen sind.

Von Italien aus wanderte der Kirschbaum weiter, und bereits 120 Jahre, nachdem Vulkull den Baum nach Rom gebracht, finden wir ihn an den Ufern des Rheins, in Belgien und Britannien. Hier, in den ehemaligen Barbarenländern, trug der Baum sogar noch aromatischere Früchte als an den Gestaden des Mittelmeeres, wo ihm das Klima unter der Einwirkung der See zu gleichmäßig milde war. Mit dem Baum selbst übernahm man auch seinen Namen, denn das Wort Kirche geht zurück auf das lateinische *cerasus*, das wieder auf die kleinasiatische Stadt Cerasus hinweist, aus der Vulkull die Kirche nach Italien einfuhrte. Uebrigens hatten nicht etwa die Obstbäume der Gegend von Cerasus ihren Namen von der Stadt empfangen, sondern es war umgekehrt, die Stadt hatte ihren Namen nach der Hauptfrucht der Landschaft erhalten.

Heute finden wir den Kirschbaum fast in ganz Europa, und namentlich in Deutschland hat man sich seiner Pflege mit ganz besonderer Liebe gewidmet. Der Oberrhein, das Alte Land an der Elbe — Hamburg gegenüber —, Sachsen, Thüringen, die Mark (Werber) und andere Gegenden sind ja rühmlichst bekannt durch ihre prächtigen Kirchen, ebenso gibt es in Tirol, der Schweiz, Frankreich, Holland und Dalmatien weitgedehnte Kirschkulturen. Hier und da, namentlich in der Schweiz und im Schwarzwald, bereitet man aus ihnen auch das bekannte „Kirschwasser“, den Kirschbrandtwein, der in dem englischen Sherry Brandy und im dalmatinischen Maraschino (benannt nach der Sauerkirche: *marasca*) besonders vornehme und bevorzugte Getränke erhalten hat.

Die Kirchernte ist natürlich überall eine frohe Zeit, und in manchen Gegenden werden besondere Kirchsie abgehalten. In der Schweiz galten die Kirchen, die auf den Bäumen auf dem Gemeindeländ, der Allmend, reifen, als Gemeingut der betreffenden Markgenossenschaft. Im Züricher Altstetten herrschte noch im vorigen Jahrhundert der Brauch, daß die Geistlichen in der Kirche an einem Sonntage, wenn die Kirchen reif waren, die sogenannten Kirchenregen sprachen. Ihr Amen gab als Zeichen zur Besitzergreifung. Die Leute eilten hinaus auf die Allmend, und wenn es gelang, als Erster einen Baum mit den Armen zu umfassen, dem gehörte dessen Ertrag.

Am bekanntesten von allen Kirchsie dürfte aber wohl das zu Naumburg sein. Dort ziehen noch alljährlich die Kinder mit ihren Lehrern und Eltern ins Freie, schmücken sich mit Grün, bekränzen sich mit Spiel und Tanz und werden mit Kirchen bewirtet. Ueber den Ursprung des Festes erzählt man sich bekanntlich eine hübsche Geschichte. Nach ihr kamen die Hussiten unter ihrem Führer Protop auch nach Naumburg, der die Stadt wegen ihres hartnäckigen Widerstandes mit Feuer und Schwert verheereten und keines Einwohners schonen wollten. Lange wehete die tapfere Bevölkerung alle Angriffe der Hussiten ab, schließlich machte aber der Mangel an Nahrungsmitteln alle Hoffnung zu schanden, man entschloß sich zur Uebergabe, wenn Protop Milde walten lassen wollte. Dieser wiederholte aber seine Drohung, und alle Bemühungen, ihn umzustimmen, waren vergebens. Da machte ein Schlosser, namens Wilhelm Woff, den Vorschlag, die Eltern sollten ihre Kinder in das Hussitenlager schicken, um durch ihren Anblick das Herz des grausamen Oberführers zu erweichen. Mit weißen Kleidern angetan, zogen bald darauf 238 Knaben und 321 Mädchen zur Stadt hinaus, und ihren Bitten gelang es, das Unheil abzuwenden. Protop nahm sie freundlich auf, bewirtete sie mit Kirchen, Schoten und Wein und erklärte, von einer weiteren Bedrohung Naumburgs absehen zu wollen.

„Dem Protopen tat' es scheinen,
Kirchen kauft er für die Kleinen;
Jog darauf sein langes Schwert,
Kommandierte: Rechts um kehrt;
Hinterwärts von Naumburg.“

Aus Freude über diese unverhoffte Rettung beschloß man in Naumburg, jedes Jahr den Tag feierlich zu begehen. Die Kinder sollten alle Jahre an den Ort ziehen, wo das Lager der Hussiten gestanden, und dort in eigens dazu errichteten Kisten mit Obst, Bier und Wein erfrischt werden, dann ein großes bei der Stadt lie-

gendes Schotenfeld plündern und abends ihren Rückzug mit Singendem Spiel, mit grünen Zweigen in der Hand und dem Ruf: „Hussitenrieg!“ halten dürfen. . . . Die mit einer Menge von Einzelheiten ausgeschmückte Erzählung hält freilich vor der geschichtlichen Forschung nicht stand, von einer Belagerung Naumburgs durch die Hussiten ist nirgends die Rede. Wahrscheinlich ist das Kirchenfest der Ueberrest einer alten Frühlingsfeier.

In den Volkbräuchen spielen sonst der Kirschbaum und seine Früchte keine allzu bedeutende Rolle. Am verbreitetsten ist wohl die Sitte, am St. Barbaratage (4. Dezember) Zweige vom Kirschbaum zu schneiden und im Zimmer zum Blühen zu bringen. Entweder stich die Knospen schnell und reichlich, so gibt es einen milden Winter und ein fruchtbares Jahr. Die jungen Mädchen brechen diese Zweige gern am Andreasabend, dem großen Schicksalstag aller Verträufelungen. Jeder Zweig wird einer bestimmten Person gewidmet. Das Mädchen, deren Zweig am Weihnachtsfestabend die meisten Blüten trägt, heiratet zuerst. In Böhmen stecken die Dorfschönen die Blütenzweige dann ins Nieder, um durch „Zauber“ den Burtschen anzuziehen, den sie im stillen lieben.

Der Krieg im deutschen Kinderreim.

Wer heute auf den Straßen und im frischen Grün dem Spielen und Singen unserer Kinder aufmerksamer folgt, der beobachtet, daß auch in dieser so friedlichen, idyllischen Kleinwelt das ungeschehene Geschehen des Krieges sich in zahllosen Einzelheiten spiegelt. Daß unsere Jungen Schlachten schlagen und unsere Mädchen als Krankenschwestern ihre Puppen pflegen, ist ja selbstverständlich; aber auch in den Spielen der Kinder treten allerlei Anspielungen, zum Teil mit sehr handliche oder nicht umgeformte Beziehungen auf die große Welt hervor, die einst ein denkwürdiges Zeugnis dafür ablegen werden, wie die Phantasie unserer Kinder durch diese Ereignisse erregt wurde. In allen Zeiten haben die großen Vorgänge der Weltgeschichte ihren Refler im Kinderlieb gefunden. „Wer je in politisch erregten Zeiten die Kinder aufmerksamer beobachtet hat,“ sagt einer der ersten Sammler dieser politischen Kinderreime, Albert Richter, „der wird wissen, wie zahlreich politische Kinderreime in der Form von Neuschöpfungen oder in der von Umbildungen auftauchen.“ Auf der Straße laßt man sie entstehen sehen und ihre Verbreitung verfolgen. Die Forschung, die Karl Wehrhan in seinem hübschen Buch „Kinderlieb und Kinderpiel“ zusammenfaßt, hat festgehalten, daß es sich bei diesen geschichtlichen und kriegerischen Erinnerungen im Kinderlieb zum Teil nicht um örtliche Einzelheiten handelt, wie sie doch eigentlich dem kindlichen Geist näher liegen, sondern daß nur die ganze Nation hinwegends und erklüsternde Angelegenheiten einen nachhaltigen Widerhall in diesen kindlichen Dichtungen erwecken. So hat sich in einem vielgelesenen Kinderreim eine Beziehung auf die Hermanns- und Lauch, die Befreiung der Deutschen von der römischen Fremdherrschaft, erhalten: „Hermen, ja lärmen, / Sta Piven, sta Trumen, / Der Kaiser will kumen / Met Hammer un Stangen, / Will Hermen uphengen; / An Hermen slog lärmen, / Slog Piven, slog Trumen, / De Fürsten sind kumen / Met oll ehren Mannen, / Sait Varus uphengen.“ Eine volkstümliche Figur, wie der von den Nürnbergern 1381 hingerichtete Raubritter Eppela von Geisingen, lebte im Lied der Nürnberger Gassenjungen fort, wenn sie sangen: „Eppela Gaila von Dramaus / Reit allseit zum vierzehnt aus; / Da reit der Nürnberger Feind aus, / Eppels Gaila von Dramaus.“ Hier und da schimmern im deutschen Kinderreim noch Anklänge an die Kreuzzüge hervor. Leicht war Zübel und Spott der kleinen Schar gewekt. Als der aus dem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg nach der Schlacht bei Lausen wieder in sein Reich einzog, da ließen, wie Steinhofers Chronik berichtet, „die Kinder auf der Gassen sich also vor Freude hören: „Vide, vide, bomb, / Der Herzog kommt; / Er liegt nicht weit im Feld, / Er bringt einen Sad mit Geld.“ Andererseits verspotteten die Kinder in Basel 1474 den gefangenen genommenen, allgemein verhafteten Landvogt Peter von Hagenbach mit einem dem ältesten deutschen Ostergesang nachgeahmten Liedlein, das also begann: „Christ ist erstanden, / Der Landvogt ist gefangen; / Des sollend wir fro sin, / Siegmund soll unfer trost sin; / Marie eleison!“ Diese Spuren haben die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges auch im Kinderreim hinterlassen. Besonders die Schweden und ihr Führer Orenstierna wurden geradezu zum „schwarzen Mann“, mit dem man die Kleinen schreckte: „Bel, Kinder, bet! / Morgen kommt der Schwed, / Morgen kommt der Orenstern / Und wird die Kinder beten fern.“ Ein anderer Schweden spruch der Kinder lautet: „Der Schwed ist gekommen, / Hat alles weggenommen; / Hat d' Fenster weingeschlagen, / Hats Blei rausgraben, / Hat Kugeln draus gossen, / Hat alles verchoffen.“ Friedrich d. Gr. ist ähnlich wie Luther und Napoleon, eine Lieblingsfigur der Kinderreime; lustig ertönt es aus deutschem Kindermund: „Und wenn der alte Fritz kommt / Und klopfet nur auf die Hosen, / So läuft die ganze Reichsarmee, / Panduren und Franzosen.“ In die Franzosenzeit der napoleonischen Kriege erinnern Verschen, wie: „Rampplamam, Papier argent, / Kein lammger Geld als Affinat, / Qu'est-ce qu'il dit hat Hosen an, / Parles vous hat Strümpfe an.“ Oder: „Dopp, Mariannchen, hopp, Mariannchen, / Laß das Püppchen tanzen! / Gestern waren die Preußen hier, / Heute sind die Franzen.“ Eine Verhöhnung der Eng-

Länder mit ihren Galeeren entläßt der Danziger Kinderreim aus den vier Jahren des 18. Jahrhunderts: „Bip, Blaurod, bip, / De Gallerich geist du quiet; / Bim Landskrog bistu utgelegen, / Bim Holm do bestu Schmer gefreuen. / Bip, Blaurod, bip, / De Gallerich bistu quiet.“ Zahlreiche Kinderreime jünger von Napoleon I. und besonders beschäftigen sie sich mit dem gestürzten Kaiser: „Bei Genappe, bei Genappe, / Da verlor er Gut und Mappe.“ Ober: „Napoleon ist nicht mehr stolz, / Handelt jetzt mit Schwefelholz; / Er lauft die Straßen auf und ab; / Wer lauft mir meine Hölzlein ab?“ Aus dem Beginn der Freiheitskriege heißt es: „Die Preußen haben den Sieg gewonnen, / Es werden wohl bessere Zeiten kommen; / Jetzt geht es nach Paris!“ 1848 wird der alte Matkärerreim zeitgemäß umgedichtet: „Vögele, Vögele, flieg, / Der Hecker ist im Krieg, / Der Straube ist im Oberland / Und macht die Republik bekant.“ Nach dem Kriege von 1859 sangen die Kinder: „Oesterreich ist so müde, / Oesterreich ist so matt, / Es macht mit Frankreich Friede, / Es hat den Krieg nun satt.“ Und die Ereignisse von 1866 spiegeln sich in dem süddeutschen Kinderreim: „Leise, Kindlein, leise, / Sonst kommt der böse Preuße, / Sonst kommt der Vogel von Falkenstein, / Sagt auch den Mantelfel in den Rücken hinein, / Der Bismarck kommt dahinter / Und frist die grohen Kinder.“

Vermischtes.

* Die Vergrößerung New Yorks ins Meer hinaus. Einen einzigartigen Plan hat ein amerikanischer Ingenieur T. Kennard Thomson für die Erweiterung New Yorks ausgearbeitet. Es handelt sich dabei um nichts Beringeres, als um die Gewinnung von 180 Quadratkilometer Land, das durch gewaltige Ingenieurbauwerke dem Meere abgerungen werden soll. Nach der Durchführung dieser riesenhaften Pläne würde das neue Groß-New York Raum für 25 Millionen Menschen bieten. Thomsons Vorschläge, deren Ausführung, wie wir den „Technischen Monatsheften“, Stuttgart, entnehmen, durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt, sehen die Gewinnung neuer Werstreden von rund 160 Kilometer Länge vor, die für Anlegeplätze, Docks u. dgl. nutzbar gemacht werden könnten. Zuerst käme eine Verlängerung der New York City und die Vorstadt Manhattan tragenden Halbinsel Manhattan durch Ausführung gewaltiger, parallel zueinander verlaufender Kastendämme in Frage, die bis in die Nähe von Staten Island reichen sollen. Die äußeren Enden dieser Dämme müßten unter sich durch einen starken Querabflußdamm verbunden werden, so daß man das dadurch vom Meere abgetrennte Gebiet auspumpen könnte. Diese Fläche wäre mit Sand aufzufüllen, wobei unter den künftigen, gleich zu projektierenden Straßen sofort Tunnel für die notwendigen Untergrundbahnen, elektrische Kabel, Kanäle u. dgl. ausgeführt werden müßten. Ferner würde die Sandy Hook Bucht teilweise ausgefüllt und vor Staten Island zwei neue Halbinseln aufgeworfen. Außer diesen Vanten schlägt Thomson eine Aufschüttung des bisherigen Bettes des East River vor, an dessen Stelle ein geradlinig ausgeführter Durchstich zur unmittelbaren Verbindung der Jamaica-Bucht mit der Flushing-Bay treten soll. Zusammen mit diesem neuen Flußbett wären die zur unterirdischen Ueberleitung des Verkehrs von der Vorstadt Queens nach der Vorstadt Brooklyn erforderlichen Untertunnelungen zu erbauen. Zur Verwirklichung dieses gewaltigen Planes hält sein Urheber eine Anzahl von einigen Jahren und einen Kostenaufwand von 2 bis 3 Milliarden Mark für erforderlich. Trotz dieser Riesensumme soll der Vorschlag wirtschaftlich sein, und Thomson ist überzeugt, daß ein solch neugeschaffenes Groß-New York bald zum Handelsmittelpunkt der ganzen Welt werden würde.

* Eine amerikanische Arche Noah für den Antwerpener Zoo. Da der Tierbestand des Zoologischen Gartens in Antwerpen während der Beschießung im Herbst 1914 zum größten Teile vernichtet wurde, wandte sich der Direktor der Gesellschaft des Zoologischen Gartens an die Direktion des New Yorker Zoo, um auch in diesem Falle um eine Kriegsunterstützung zu bitten, die nicht in Geld, sondern in Tigern, Löwen, Leoparden usw. besteht. In einer außerordentlichen Sitzung beschloß darauf die Gesellschaft des New Yorker Zoo, dem Wunsche der Antwerpener zu willfahren, und wenn man den amerikanischen Blättern glauben darf, wird gegenwärtig ein ganzes Schiff zu diesem seltenen Zweck ausgerüstet. Alle Schiffsräumlichkeiten werden als Käfige umgebaut, die mehr oder weniger wilden Passagiere aufnehmen, und so wird sich die Geschichte von der Arche Noah wiederholen, da das Schiff fast von jeder Tiergattung wenigstens ein Exemplar über das große Wasser bringen soll. Bis jetzt sollen 5000 „Passagiere“ vorgemerkt worden sein.

* Eine Katze, die Ratten säugt. Seltsame Tierfreundschaften werden sowohl von den Zoologen wie auch vom Publikum bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachtet, und die Fälle, in denen z. B. ein Kanarienvogel und ein Hund oder Hund und Katze, Ratten und Hasen enge Freundschaft schließen, sind längst nichts Neues mehr. Einen besonders interessanten Beitrag aber zum Kapitel merkwürdiger Tierfreundschaften liefert der ausgezeichnete Kenner des Tierlebens Frances Pitt in einer englischen Zeitschrift, in der er über eine Katze berichtet, die das bei Tieren

nach den verschiedenen Rassen instinktmäßig ausgebildete Feindschaftsgefühl so weit zu überwinden ruhte, daß sie sogar eine Ratte an Kindesstatt annahm. Der Forscher, der jahrelang dem Studium der Tierfreundschaften systematische Arbeit gewidmet hatte und dabei bemerkte, wie manchmal zwei Exemplare einander sonst nicht gerade sehr freundschaftlich geminnter Rassen zu Kameraden werben, unternahm den Versuch, einer Katze, die eben Junge geworfen hatte, eine neugeborene, noch blinde Ratte an Stelle ihrer Jungen unterzuschleiben. Die Rattenmutter nahm auch, trotzdem sie bislang eine scharfe Ratten- und Mäusejägerin gewesen war, die Ratte liebevoll auf und nährte sie mit ihrer Milch, als ob es sich um ihre eigenen Jungen handelte. Die Ratte entwickelte sich schnell bei dieser Pflege und schien sich auch sehr wohl zu fühlen, nur bereitete ihr anscheinend die Reinlichkeitsliebe ihrer Pflegemutter Verdruß; aber die Katze zeigte sich in diesem Punkte unerbittlich und hielt jeden Morgen die quieschende Ratte zwischen ihren Vorderpfoten fest, bis sie sie von der Schnauze bis zum Schwanz reingeleckt hatte. Dieses Zusammenleben dauerte zwei volle Jahre und erweckte das Staunen des englischen Zoologen, die sich mehrmals persönlich von dieser ungetrübten und merkwürdigsten aller Tierfreundschaften überzeugten. Unter den anderen Beobachtungen, die Frances Pitt auf diesem Gebiete machte, ist besonders ein Fall bemerkenswert, in dem ein wilder Dachs mit einem Hunde Freundschaft schloß und so lange treu an seiner Seite blieb, bis er selbst durch die Gewohnheit und durch das Beispiel des Hundes zu einem völlig zahmen Haustier wurde. Auch Freundschaften zwischen Schalen und Wänsen, Hunden und Schweinen wurden oft festgestellt; der Fall der Katze als Rattenmutter aber steht bisher einzig da.

Büchertisch.

— Kapitalabfindungsgesetz. Das vom Reichstage verabschiedete Gesetz ist ein Werk von höchster wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung, da es dazu beiträgt, dem nach den Schrecknissen des Kampfes heimkehrenden Krieger oder unserer Kriegervitwen eine Existenz zu gründen oder zu erhalten und gesunde Lebensbedingungen für sie zu schaffen. Welchen Weg ein Antragsteller einschlagen muß, um eine Kapitalabfindung zu erhalten, welche Vorbedingungen erfüllt sein müssen für die Gewährung einer Kapitalabfindung und in welcher Höhe diese in den verschiedenen Lebensaltern gewährt werden kann, darüber gibt das kleine Buch mit Gesetzesklärungen des Majors Meier von der Rentenabteilung des Kriegsministeriums eingehend Auskunft. (Wie erhalte ich als Kriegsbeschädigter oder als Kriegervitwe eine Kapitalabfindung an Stelle von Kriegsverpöschung. Verlag Gerhard Stalling, Verlag des Deutschen Offizierblattes, Oldenburg i. Br. Preis 50 Pfg.)

— Handbuch der Kunstwissenschaft. Mit 176 6000 Abbildungen. In Lieferungen im Abonnement à Mk. 1,50, außer Abonnement Mk. 2.— (Akademische Verlagsgesellschaft, Neudabersberg). Lieferung 26. Willich, Die Baukunst der Renaissance in Italien, Heft 2. In dieser Lieferung (der 2. dieser Abteilung) behandelt Professor Hans Willich die Baukunst der Renaissance in Italien. Was er über Paläste, Kanzeln, Klosterhöfe usw. sagt, wie er sich mit Donatello und der Florentiner Bildhauer-Architektur, mit Michelozzo di Bartolomeo auseinandersetzt und was er über die Ausbreitung des florentinischen Stiles über Italien zu sagen hat, sollte jeder geistig Interessierte lesen.

— Bühne und Welt. Ueber Michel Georg Conrad und Karl Henckell schreibt Fritz Droop im soeben erschienenen Junihft einen sehr lesenswerten Aufsatz. Walter Dahms bringt darin einen Nachruf für Max Reger, in dem er einen Ueberblick über das Schaffen des dahingegangenen Musikers gibt und auch zum Wesen seiner Kunst selbst Stellung nimmt. In diesem Hefte beginnt sodann eine bedeutende Abhandlung Dietrich Eckarts über Iffens „Peer Gunt“. Das Heft ist zum Preise von 60 Pfg., Halbjahrsbezug 3,50 Mk., durch jede Buchhandlung, die Post und den Verlag von „Bühne und Welt“, G. m. b. H., Hamburg 38, zu beziehen.

— Band Nr. 1068 von Kirchners Bücherschatz: Die Jugendsünde. Roman aus Australien von Stefan v. Kolye. 111 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfg. — Hermann Hilger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Versteckrätsel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.
Gartenhaus — Beileisen — Samstag — Eitelkeit —
Kriegslist — Diedenhofen — Gabelkrugstück —
Wästegiersdorf — Schlotheim — Butterblume —
Riesenhauttier.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
Wenn dich eine Sorge drückt,
Nimm um fremdes Leid dich an,
Und du fühlst es bald getan,
Daß das deine fernher rückt. M. Grell.